

Am Verlobungstage.

Kriminal-Roman von Auguste Groner.

(10. Fortsetzung.)

Durand schaute freundlich zu dem gutherzigen Menschen auf, der so eifrig redend vor ihm stand. „Ein echtes Wiener Herz!“ sagte er, ihm die Hand reichend.

„Na ja, Sie sprechen ja selber für ihn,“ meinte Theimer gerührt lächelnd, „da bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als meinen Ruffen womöglich gleich mitzunehmen. Na aber,“ fuhr er sich plötzlich befinnend fort, „warum ist er denn eigentlich hier? Er ist wohl verunglückt? Er ist so bleich gewesen, trotzdem er ruhig geschlafen hat, als ich bei ihm war.“

„Er ist in einem anderen Sinn verunglückt — und deshalb ist er hier.“

Durand's Ernst erschreckte den Mann, der sich soeben für Alexin zu erwärmen hatte. „Er ist wohl unterhandelt worden?“ fragte er.

„Er hat gestohlen,“ sagte Durand. „Gestohlen? Ah, das glaube ich nicht,“ entgegnete der andere.

„Warum glauben Sie es nicht?“

„Ich habe ihn zwei Monate im Hause gehabt, und bei mir liegt viel herum, das einen, der fürs Stehlen Sinn hat, reizen muß, und es ist mir, solange dieser Alexin bei mir war, nichts, aber auch gar nichts weggenommen. Ich bin davon überzeugt, daß seine Junge schlechter ist als sein Charakter.“

„Redet nicht etwa jetzt nur das Mitleid aus Ihnen?“ forschte Durand.

„Nein, ich bin überzeugt davon, daß dieser junge Mensch erzogen ist, und weiß, daß er viel verdrückt Zeug redet, aber daß er gemein handelt, das glaube ich nicht. Er könnte vielleicht jemand niederstrecken, aber ein Dieb wird er nie sein.“

„Niederschlagen,“ wiederholte Durand und lenkte, für eine Weile in Nachdenken verharrend, die Augen, dann stand er auf. „Sie denken jetzt zu gut von diesem Wastli Alexin. Er hat in der That gestohlen, hat es überdies schon selber und zwar in merkwürdiger Naiver Form eingeschanden. Freilich will er es im Kaufgeschäft haben, aber als er Nutzen aus seinem Diebstahl zog, da war er ganz sicher nächster.“

Theimer sah bestürzt auf den Beamten, der ihm rasch sympathisch geworden war, und der jetzt so hart von dem unglücklichen Ruffen redete. Und als Durand schwieg, schaute der wadere Mann ihm traurig in die Augen und entgegnete: „Da muß Alexin tief gefallen sein, seit ich ihn so Knall und Fall entlassen habe.“

Durand suchte die Achseln.

„Habe ich hier noch etwas zu thun?“ fragte Theimer.

„Nichts mehr.“ Durand reichte ihm dabei die Hand.

„Kann ich für Alexin nichts thun?“

„O ja. Er steht ja einstellweise erst in Untersuchung.“

Theimer legte zwei Zehnmarknoten auf den Amtstisch. „Die Gefängnisstrafe ist vermutlich für Alexin nicht geeignet,“ sagte er.

Wieder suchte Durand die Schultern.

„Was hat er denn gestohlen?“ fragte Theimer, als er schon an der Thür stand.

„Ein Fahrrad.“

„Ein Fahrrad! — Nun, das hat er dann nur gestohlen, um es zu Geld zu machen, denn benutzen kann er es nicht. Er ist kein Fahrer.“

„Wissen Sie das bestimmt?“

„Er hätte für mich des öfteren Geschäftsfahrten machen sollen und hat es nicht thun können. Vermuthlich hat ihn seine Kränklichkeit davon abgehalten, das Radfahren zu lernen. — Werden Sie es mich wissen lassen, wenn Alexin frei wird?“

„Wollen Sie sich dann seiner annehmen?“

„Ja. Vielleicht ist er nur, so tief gefallen, weil ich ihn davongejagt habe. Jedenfalls hat sich bezüglich seiner viel für mich aufgeföhrt und — hat's mit seinem Namen keinen Haften, so will ich es noch einmal mit ihm versuchen.“

Durand hätte dem weicherzigen Manne noch mittheilen können, daß Alexin, schon ehe er das Rad hatte verkaufen können, seinen Hunger auf recht kostspielige Art gestillt hatte, und daß dies auf ein zweites Verbrechen deutete, aber er unterließ es, weil die Briefe, die er unterließ, einestheils die Mittheilung. Eine Frage jedoch hatte er noch zu stellen, die Frage, ob Theimer wisse, daß Alexin mit einer jungen Dame verkehrt habe.

Darüber wußte Theimer jedoch nichts auszusagen, er sprach aber die Vermuthung aus, daß die Briefe, die der Ruffe während der Zeit erhalten hatte, in welcher er in seinem Hause beschäftigt gewesen war, von einer Frauenhand adressirt gewesen seien. Den Aufgabebort der Briefe wußte er nicht anzugeben. Alexin hatte nur einmal einen Umschlag neben sich liegen gehabt, und dessen schriftliche Adresse hatte Theimers Aufmerksamkeit damals so in Anspruch genommen, daß er auf die Marke nicht geachtet hatte.

„Und Alexin hat niemals solch einen Brief oder auch nur solch ein Kloubert bei Ihnen vergessen?“ fragte Durand.

Das verneinte Theimer mit aller Bestimmtheit, dazu bemerzend, daß ja eben das Geheimniß, welches der Ruffe aus seinem Herkommen, seinem Vorleben und seinen verwandtschaftlichen und anderen Beziehungen machte, ihm Alexin schließlich unheimlich erschienen ließ.

Als Theimer gegangen war, ließ Durand die beiden Räder in das Zimmer bringen und Frau Winter, welche schon lange anwesend war, hereinrufen.

Durand hatte schon Vormittags das Rad besichtigt, welches Alexin gestohlen hatte. Es war ein elegantes Rad, stammte aus einer Züricher Fabrik, und es war ihm ein wenig auffallendes flaches, schwarzleernes Lackschon angehängt, nicht unter dem Stb, wie dies bei manchem Rade der Fall ist, sondern an der Unterseite. Auch diesem Rade fehlte die Nummer.

Frau Winter betrachtete die beiden Räder lang und aufmerksam, aber sie konnte nicht ausfinden, welches davon oder ob überhaupt eines davon dem Doktor König gehört habe. „Ich weiß nur, daß an seinem Rad kein solches Lackschon war,“ sagte sie endlich.

„Nun also,“ meinte Durand, „da ist also dieses Rad sicher nicht das seinige.“

„Ich bitte, Herr Doktor. Das Lackschon ist aber ganz neu,“ warf die alte Frau schüchtern ein. „Da kommt's wohl sein, daß sich der Herr Doktor von der Reife mitgebracht hat. Es schaut ja ganz fremdländisch aus, und er hat ja mehr solche Sachen mitgebracht.“

„Da haben Sie recht, liebe Frau,“ gab Durand gemüthlich zu, löste die Tasche vom Rade und untersuchte sie auf das genaueste. Sie war thatsächlich ganz neu. Sie war jedoch nicht, wie ihre Düntheit vermuthen ließ, leer. Auf ihrem Boden lag etwas, das Durand auf den ersten Blick für ein Federmesser hielt, das aber ein Schlüssel war.

Es war ein merkwürdiger, ein ungewöhnlicher Schlüssel. Sein Bart steckte in einer Scheide, die sich bei einem Druck querüber legte und den Bort herauspringen ließ. Dieser zeichnete sich aber keineswegs durch absolute Düntheit aus. Es war ein ganz gewöhnlicher Hausschlüssel.

„Hat der Herr Alexin gehört?“ fragte Durand, Frau Winter den Schlüssel vorzeigend.

Sie schüttelte den Kopf.

„Solch einen Schlüssel hab' ich nie bei ihm gesehen.“

Das war das Resultat des nochmaligen Verhörs der Frau Winter. Nehmlich wenig zu Tage fördernd war die Einnahme von Alexins Quartiergebetin. Diese, eine einfache, gutmüthige und etwas beschränkte Person, konnte nur angeben, daß der Ruffe seit Ende Januar bei ihr wohne, daß er, wenn er nüchtern war, sich bescheiden und friedfertig zeigte, und daß er, wenn er Geld hatte, was etliche Male der Fall gewesen war, in „Saus und Braus“ lebte und wohl auch immer seine Schulden abzahlte.

Wie er, der zuletzt keine eigentliche Beschäftigung hatte, zu dem Gelde gekommen war, das er stot vorausgabte, hatte er niemand anvertraut.

In der Nacht vom 3. auf den 4. März war er gegen ein Uhr, mit einem Kausch und dem Rade, heimgekommen, hatte einen Anfall gehabt und war am 4. März erst gegen Abend ausgegangen. Das Rad hatte er mitgenommen. Seither war er nicht mehr in seine Wohnung zurückgekehrt. Die Frau hatte sich deswegen keine Gedanken gemacht, denn er war schon etliche Male über Nacht fortgegangen. Briefe und Besuche hatte er nie empfangen.

Wahr und anderes konnte Alexins Quartiergebetin über ihn nicht aussagen, konnte nur noch — als sie ihm gegenübergestellt wurde — bestätigen, daß dieser Mann es sei, der bei ihr gewohnt hatte.

Nach dieser Konfrontation, während welcher der Ruffe sich wohl verdroffen, aber doch auch gleichgültig benommen hatte, wurde die Frau entlassen.

Nun befand Durand sich zum zweiten Male, und zwar diesmal allein, dem Revolvermanne gegenüber.

Dieser hatte sich von seinem Anfall schon so ziemlich erholt und stand nun, die schmerzliche Gefühl leicht vorgebeugt, erwartungsvoll da.

Durand rückte sich einen Stuhl zu recht und bedeutete Alexin, daß auch er sich setzen könne.

„Nun, haben Sie sich's überlegt?“ begann Durand.

„Was denn?“ fragte der junge Mensch verdroffen.

„Ob Sie die Wahrheit sagen wollen?“

„Ich sagie sie bereits.“

„Die ganze Wahrheit?“

„Ich sagie über alles aus, monoch man mich fragte.“

„Man muß Sie also nach mehr fragen.“

„Bitte!“

Der Ruffe nahm eine bequemere Stellung an. Durand, bedenkend, daß er es mit einem franten Menschen zu thun habe, ließ ihn gewähren, fragte sich jedoch im Stillen, ob die Sorglosigkeit, deren Ausdruck er da vor sich sah, wirklich vorhanden oder ob sie nur gut gespielt sei.

„Ich frage Sie also,“ fuhr er fort, „woher das Geld stammt, das Sie in der vergangenen Nacht ausgegeben haben.“

Alexin senkte den Blick. Er wandte auch das Gesicht zur Seite. Wenn er damit das tiefe Roth verbergen wollte, das sich über seine Züge verbreitete, gelang ihm dieses Vorhaben nicht.

„Reden Sie,“ ermahnte ihn Durand.

Aber Alexin verkehrte in Schweigen.

„Es wird sich nicht immer ein Anfall zu gelegener Zeit einstellen, wenn Sie diese Frage beantworten sollten,“ sagte Durand kühl. „Worauf warten Sie denn also?“

Wieder keine Antwort.

„Nur eher und williger Sie die Wahrheit sagen, desto besser wird es für Sie sein, anderenfalls —“

Spöttisch lächelnd sagte der Ruffe: „Ich fürchte mich nicht.“

„Woher nahmen Sie jenes Geld?“ wiederholte Durand, erhob sich und that, als ob er gehen wolle. Alles Freundsliche war aus seinem Wesen gewichen.

Der Ruffe zeigte jetzt Mangellichkeit. Er spürte vielleicht, daß er einem Frager gegenüberstand, der ein gewisses Wohlwollen für ihn hatte, und überlegte es sich, daß nicht jeder Verhörende so sein dürfte.

Auch er hatte sich jäh erhoben. „Bitte, bleiben Sie,“ bat er.

Die beiden Männer standen sich jetzt knapp gegenüber, und ihre Blicke ruhten ineinander.

„Wie schen er blidt,“ dachte Durand.

An dem Rade befindet sich ein Lackschon,“ begann der Ruffe nach einer ziemlich langen Pause.

„Ja, Sie haben davon schon einmal gesprochen.“

„Darin fand ich das Geld.“

„Das haben Sie recht ungeschickt erfunden,“ klang es eifrig an sein Ohr.

„Es ist doch so,“ beharrte Alexin trotzig auf seiner Aussage.

Durand lachte laut auf. „Meinen Sie wirklich, daß es einen Menschen auf Erden gibt, der Ihnen das glaubt?“

Alexin suchte die Achseln.

„Was wollten Sie von Doktor König?“ fragte Durand ohne irgend welche Pause; er wollte eben Alexin damit überumpeln.

Dieser schrak denn auch wirklich merklich zusammen und brachte lange, ehe er eine Antwort beisammen hatte, und diese lautete ganz unerschämmt. „Das ist meine allererste Angelegenheit,“ sagte er.

„Mensch! reden Sie, reden Sie die Wahrheit!“ drang Durand auf ihn ein. „Der Besitz des Geldes und des theilweise entladenen Revolvers wirft einen bedenklichen Schatten auf Sie.“

„Man kann mir trotzdem nur die Entwendung des Rades beweisen,“ sagte froh der Ruffe.

Und beweisen, daß Sie vor kurzem Gebrauch von Ihrem Revolver gemacht haben,“ sagte Durand ruhig hinzu.

„Vor kurzem?“ Alexin lächelte spöttisch.

„Darüber liegt bereits ein Sachverständigenurtheil vor.“

„Mir ganz egal,“ meinte der Ruffe gleichgültig.

„War er wirklich so völlig ruhig? Oder spielte er nur so ganz ausgezeichnet den Gemüthsrubigen?“

Durand konnte es trotz scharfer Beobachtung nicht ergründen.

„Wollen Sie die Richtigkeit dieses Urtheils bestreiten?“ fragte er.

„Ich bestreite es nicht. Aber was befragt das?“

„Unter Umständen gar nichts,“ gab Durand zu.

„Nun also! Ich kann ja lehter Tage auf Sperlinge geschossen haben.“

„O ja. Zupellen ist es aber gütlich, wenn man Zeugen hat bei solchem Schießen auf — Sperlinge. Haben Sie Zeugen?“

Wastli Alexin war unruhig geworden, was Durand natürlich nicht entging.

„Haben Sie Zeugen dafür?“ fragte er noch einmal.

„Ich verweigere jede fernere Auskunft,“ antwortete der Ruffe, stellte sich an das Fenster und starrte in den düstern, glasbedeckten Hof hinaus.

Er fand sie daheim und hatte eine kurze Besprechung mit ihr, dann fuhr er nach Hieging.

In wenig mehr als einer halben Stunde hatte er sein Ziel erreicht.

Er beeilte sich, auf sein Zimmer zu kommen, verwahrte rasch den gesunden Schlüssel und kleidete sich dann schnell um.

Es war nämlich schon nahezu acht Uhr geworden, und um diese Stunde pflegte man in der Villa Mühlheim zum Abendessen zu gehen.

Als er jedoch nach beendeteter Toilette in das Speisezimmer trat, fand er dieses noch leer. Der hell erleuchtete Raum sah überaus traulich aus, aber plötzlich war er nicht mehr traulich. Das empfand Durand, der, um den prächtig überschneiten Part zu betrachten, an eines der drei Fenster des großen Raumes getreten war. Er hatte das reizvolle Winterbild nur wenige Momente lang betrachtet, als er davon abgelenkt wurde.

Vom Wintergarten her, der in den Speisesaal mündete, ließ sich Edwiniens Stimme hören.

„Herzchen,“ sagte sie zärtlich, „du mußt wieder die alten Lebensgewohnheiten aufnehmen. Du mußt wenigstens mit unseren Hausgenossen wieder zusammentreffen und auch sonst wieder alles thun, was du sonst gethan hast. So überwindst du die erste und traurigste Zeit noch am besten. Wir wollen ja alles thun, um dir dein Leid zu erleichtern.“

Darauf antwortete eine müde, sanfte Stimme: „Ja, du Liebe, ich spüre es selber, daß ich mich nicht länger abschließen darf, denn ich würde, bliebe ich so ganz meinem Grübeln überlassen, wahnsinnig werden.“

Durand war nicht der einzige, der dieses traurige Zwiegespräch mit angehört hatte, und der davon bis ins tiefste Herz hinein von Mitleid erfüllt war.

Gerade als sich Edwiniens Stimme vernehmen ließ, war vom Korridor her Colmar in das Zimmer getreten. Er hatte wohl sogleich die Stimme Edwiniens vernommen, denn er schloß leise, ganz leise die Thür hinter sich und blieb mit weit vorgebeugtem Kopfe lausend stehen. Er konnte Durand nicht gewahren, denn der stand in der tiefen Fenster niche, und zwischen ihm und Colmar wollte ein Spigenvorhang nieder. Durand aber sah ihn eintreten, sah, wie auch er den herabwogenden Worten lauschte, und sah noch mehr. Er sah, daß dieser überlegante Herr, den er, freilich ohne eigentlichen Grund, für einen ganz oberflächlichen Menschen gehalten hatte, noch viel mehr von Lenas Leid ergriffen wurde, als er selbst.

Colmars seine Hände ballten sich wie in körperlichem Schmerz, und seine Zähne bobrten sich in seine Lippen. Und diese Lippen waren, wie sein ganzes hübsches, interessantes Gesicht, bleich geworden.

Ein schwerer Athemzug, den er that, klang bis zu Durand hinüber, und dann ging Colmar wieder leise aus dem Zimmer hinaus. Es mochte ihm dieses erste Zusammentreffen mit Lena nach dem Verschwinden ihres Bräutigams recht peinlich sein.

Es war ja auch Durand peinlich. Dennoch kam es ihm auch wieder gelegen, das unglückliche Mädchen, das er nur aus den Schilderungen Edwiniens kannte, nun auch persönlich kennen zu lernen. Deshalb blieb er und ging den Schwestern, welche jetzt hinter der offenen Glashür sichtbar wurden, langsam entgegen.

9. Kapitel.

Am Abend des 6. März sahen Mühlheim und Durand rauchend in des lehteren Arbeitszimmer.

„Gut,“ sagte Durand, „gut, es ist in Königs Wohnung eingebrochen worden, es ist daraus allerlei abhandeln gekommen, und es hat irgend jemand von dorthier die Rettungsgesellschaft angerufen. Diese drei Thatsachen sind nicht hinwegzuleugnen, aber wie sie auf Wahrheit beruhen können, können sie auch ebenso gut nichts als eine wohlbedachte Täuschung sein. Einbruch, Diebstahl, Ueberfall — wie oft ist das alles schon fingirt worden, um damit eine andere Handlung zu verdecken. Kann nicht etwa mit Königs Einwilligung all das geschehen sein, was geschehen ist?“ Durand streifte noch dieser Frage seine Zigarre ab und schaute gedankenvoll auf den tief verschneiten Part hinaus.

Der Kommerzienrath sah aufgeregt und unruhig aus, als er entgegnete: „Es peinigt mich, daß Sie immer wieder auf den Gedanken zurückkommen, daß König alles vielleicht nur in Scene gesetzt hat, um sich von meinem Rinde frei zu machen.“

„Vielleicht weniger zu diesem Zweck, als um sich jenes schöne Weib, das ihn vielleicht vor ein Entweiden — Oder stellte, in lehter Stunde noch zu sichern.“

„Doch nicht eine Stunde nach seiner Verlobung!“

„Wissen wir, ob sie nicht schon vorher ihren Einfluß auf ihn geltend machte, und er nur aus konventionellen Gründen!“

„Herr, Sie geben mir viel Unangenehmes zu hören.“

„Entschuldigen Sie, Herr v. Mühlheim,“ entgegnete Durand ruhig, „es ist nothwendig, daß zwischen uns in dieser Sache volle Klarheit herrsche. Sie müssen meinen Gedantengang genau kennen, um mir sagen zu können, das und das kann König gethan haben und das und das nicht. Sie ver-

Ärregung.



„Ja, Freundel, was machst denn du da bei der rinnenden Wasserleitung?“

„Daß mich! Ich dichte an einer „Ode auf den Niagarafall.“

lehren ja seit einem Jahre intim mit ihm und müssen ihn daher besser kennen als irgend jemand. — Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß ich von all seinen Bekannten eigentlich niemand genau kenne. Man weiß im Grunde gar nichts Sicheres über seinen Charakter, seine Beziehungen, seine Lebensweise. Seine Berufsgenossen kennen seine Seele ebensowenig wie — nun wie etwa sein Rad, das hier übrigens, wie sie mir mittheilten, auch niemand erkennen würde.“

Beide Herren mußten über diesen Redeschluß lächeln, und der Kommerzienrath sagte: „Weiß ich denn, ob König mir, ob er uns sein wirkliches Wesen gezeigt hat? Er schien mir ein ruhiger, gemüthlicher Mann zu sein, der nur heiß und leidenschaftlich werden konnte, wenn es Fragen der Kunst oder gar Meinungsdivergenzen darüber galt. Wir zweifelten niemals an seiner Ehrenhaftigkeit — aber freilich, wenn ich so recht nachdenke, weiß ich eigentlich keinen triftigen Grund für unser festes Vertrauen anzugeben.“

„König hatte wohl zufällig niemals Gelegenheit, seine Ehrenhaftigkeit durch etwas anderes als allenfalls durch Worte zu beweisen, und Worte allein beweisen eben gar so wenig,“ warf Durand ein, als Mühlheim schwieg.

Dieser nickte. „Merkwürdig,“ sagte er, „jeht komme ich erst darauf, daß ich mein Rind einem mir in Wahrheit ziemlich fremden Menschen anvertraut habe.“

Der Kommerzienrath sah bei dieser Entdeckung schier bestürzt aus.

Auch Durand lächelte trüb, als er sagte: „Wir müssen uns immer „ziemlich fremden“ Menschen anvertrauen, Herr v. Mühlheim. Sind und bleiben wir selber uns doch bis zum Grabe auch „ziemlich fremd“, wie sollen wir denn erst andere erkennen? Wie wollen wir wissen, wie andere sich in dieser und jener Lebenslage benehmen werden, da wir doch nicht einmal für unser eigenes Verhalten einstehen können, sobald Leidenschaften ins Spiel kommen? — Sie brauchen sich also gar keinen Vorwurf zu machen, verehrter Herr. Und wir haben ja auch noch gar kein Recht, an der Ehrenhaftigkeit des Mannes zu zweifeln, dem Sie Ihr Rind anvertrauen wollten. Wir reden vielleicht von einem Totben.“

Mühlheim fuhr sich nervös über die Stirn. „Bei Gott, ich wünschte fast, daß er todt wäre,“ sagte er, „denn wenn er's nicht ist, dann ist er —“

„Ehrlos — wollen Sie sagen,“ unterbrach Durand seine heftige Rede und schüttelte den Kopf. „Aber auch in diesem Falle muß er noch lange nicht ehrlos sein.“

„So? Wenn er eine so erbärmliche Komödie aufführt, um meines Kindes ledig zu werden?“

„Lage nicht eben in dieser umständlichen Komödie der Beweis, daß er Fräulein Lena schon wollte? Daß er das Odium des Verlassenseins von ihr fernhalten wollte?“

„Schöner Beweis von Liebe! Und auf diese hin hat er sich doch mit meiner Tochter verlobt.“

„Zunächst ist eine Leidenschaft der Sinne mächtiger als eine Herzensliebe.“

„Sie nehmen also an, daß diese Radja —“

„Vielleicht. Jedenfalls hat König sich für Radjas Schönheit bedeutend interessiert. Das beweist sein Ausruf: „Was? Das ist schön!“ und der Umstand, daß er, wie Frau Winter bemerkte, ganz merkwürdig dabei ausgesehen hat.“

Etliche Stunden vor der Verlobung mit meiner Tochter!“ warf der Kommerzienrath bitter ein. „Es ist schändlich.“

„Ich finde darin noch nichts Schändliches,“ entgegnete Durand lächelnd. „Sie urtheilen über Königs Thun nur so schroff, weil Ihre Tochter damit in Verbindung steht. Ganz anders sieht sich hier ein ganz fremde Person, so würden Sie das Mannes Entzücken beim Anblick eines so prächtigen Frauengesichts begreiflich finden. Persönliches Empfinden macht immer ungerichtet.“

„Sie haben recht,“ gab Mühlheim offen zu. „Aber — sollte es sich so verhalten, wie wir einstweilen annehmen, sollte er sich in lehter Stunde darüber klar geworden sein, daß er von jener Radja nicht lassen kann, dann konnte er doch einfach mit ihr durchgehen.“

„War er gar nicht eitel?“

„Wer ist das nicht?“

„In welcher Art war er eitel, oder sagen wir besser, empfindlich für das Urtheil der Welt?“

„Er hielt riesig viel darauf, in seinem Fache als Autorität anerkannt zu sein und — für maßellos bezüglich seines Charakters zu gelten.“

„Nun also! Nehmliches hat man mir auch schon in der Redaktion gesagt, und da Sie es bestätigen, gewinnt es für mich großen Werth.“

„Was erklären Sie sich daraus?“

„Daß er, falls er noch lebt, durchaus für geforschten gelten will; denn ein Ermordeter kann ein Ehedversprechen eben nicht einhalten.“

„Aber —“

„Erlauben Sie mir eine Frage.“

„Bitte.“

„Hat Fräulein Lena oder haben Sie sich zuerst für König entschieden?“

„Allerdings — ich zuerst,“ gab Mühlheim zögernd zu.

„Sie haben vielleicht Ihren Tochter vorgestellt, was für einen angenehmen Namen sie als die Gattin dieses Mannes tragen wird.“

„Das that ich. Aber Lena schwärmte schon für ihn, ehe sie ihn noch gesehen hatte.“

„Weil sie seine geistreichen Schriften kannte.“

„Gewiß —“

„Junge Damen schwärmen in dieser Beziehung für manchen geistig hervorragenden Mann. Wenn dann der Vater solch einen Mann ins Haus bringt, und dieser Mann solch eine fein erzogene und auch liebliche junge Dame kennen lernt und von dem Gesagten eines vornehmen Hauswesens umfangen wird, kommt er — besonders wenn er vom Vater noch dazu ermutigt wird — leicht auf den Gedanken, als Werber aufzutreten.“

„Herr — Herr Durand, was wollen Sie damit sagen?“

Der Kommerzienrath war plötzlich sehr fleißig geworden.

Durand ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, in seinen Auseinandersetzungen fortzufahren. „Ich sage damit, daß ein ganz achtbarer Mann auf solchem Wege leicht der Bräutigam eines lebenswerthen Mädchens werden kann, ohne daß auf irgend einer Seite überarose Liebe dabei entschieden hat. Nehmen wir nun an, daß dieser Bräutigam mit einer alten, Leidenschaft fertig zu sein gemeint hat und diese — vielleicht von ihm selber ganz unerwartet — wieder aufloht, oder daß eine junge Leidenschaft ihn plötzlich ganz und gar in ihre Gewalt bekommt — was kann der thun? Einer Lena v. Mühlheim, mit der man sich soeben öffentlich verlobt hat, kann man nicht sagen: Es ist alles wieder zwischen uns aus — nein, das kann man Ihrer Tochter, Herr Kommerzienrath, nicht sagen. Wenn man sich ihr entziehen will, dann muß man einfach unter irgend einem Vorwand verschwinden.“

(Fortsetzung folgt.)

„Hrl. Schmidt soll ja einen Proben-Roman geschrieben haben!“

„Ja!“ — „Um was für ein Problem handelt es sich denn?“ — „Wie sie einen Verleger für ihn finden kann.“

Der Bahnmagnat Harriman soll wiederum einmal eine ganze Eisenbahn verschluckt haben — das Unangenehme an solchen Prozeduren ist, daß die Verschluckten nicht der ander die Beschwerden zu tragen haben.

Man lobt manches Menschen Ehrlichkeit, und es ist ihm das zum höchsten Erreichbare nur — zu wenig.